

Emischer Zeitung

Die „Emischer Zeitung“ erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und hohen Feiertage. Wochen-Beilage: „Jahresübersicht Emischer Sonntagsblätter“. — Inventionspreis: Die Beträge, welche über den Raum 15 Nr. 1. Reklamen 40 Nr. — Verantwortlicher Redacteur: J. Dienst in Selsenkirchen.

Allgemeines Organ für die Stadt Selsenkirchen, für die Aemter Schalle, Neudorf, Wanne und Berne. — Anzeigblatt für Gerichts- und Militär-Behörden.

30. Wieviel mehr das Trinken kostet als die Freie.

Die Schwere der unentbehrlichen Freierlast ist auf dem Festland von Europa ein allgemein empfundenes Uebel und englische oder amerikanische Probanten versichern uns von Zeit zu Zeit, daß sie uns noch erdrücken werde. Allein sie ist kinderleicht gegen das Gewicht, welches wir uns mit der Trunkucht selbst aufladen. Ein belgischer Mäßigkeits-Agitator, Em. Gauderlier, Leiter der Ligue Patriotique contre l'Alcoolisme (Vaterländische Vereinigung gegen den Schnaps-Mißbrauch) in Brüssel, hat jüngst die betreffenden Zahlen lehrreich zusammengegestellt.

Den Belgiern kostet ihre Armee nach dem Staatshaushaltsplan von 1883: 44 765 000 Frs. „Welche Bagatelle,“ ruft Gauderlier aus, „gegen das, was wir jährlich vertrinken!“ Die Gläser Schnaps allein kosten uns das Dreifache, 140 Millionen Francs. In geistigen Getränken aller Art ging schon 1881 mehr als das Zehnfache durch die Gurgel, und seitdem haben wir weitere Fortschritte auf dieser Bahn des Verderbens gemacht.

„Deutschland opfert seinem furchtbaren Heere 5—600 Millionen Francs. Dagegen wendet es, bei 13,70 Liter Branntwein und 86 Liter Bier jährlich auf den Kopf, 2200 Millionen Francs an geistige Getränke. Sein Ruf von Mäßigkeit — „er trinkt wie ein Deutscher“, gilt sogar in Belgien sprichwörtlich für Maßlosigkeit; die Italiener sagen: inebriato come un Tedesco, betrunken wie ein Deutscher — scheint hiermit nicht zu teuer bezahlt; allein die Palme gehört doch uns Belgiern, wir marschieren noch weit energischer! Trinken wir nach dem Beispiel der Deutschen, so gäben wir für Schnaps und Bier nur 302 Millionen aus; wir sparen gegen jetzt 150 Millionen. „Aber Belgien,“ fügt Gauderlier mit bitterem Hohn hinzu, „ist reich genug, sich diesen eigenartigen Ruhm zu verschaffen.“

Frankreich hat ein Kriegs-Budget von 6—700 Millionen Francs. Seine gesamte Ausgabe für geistige Getränke ist nicht genau bekannt und schwer festzustellen, weil es in so großem Umfange Wein baut und selbst unmittelbar vertrinkt; aber wenn man sich auch lebhaft an die städtischen Accisezahlen hält, kann man sagen, daß die Franzosen dreimal mehr Geld für ihren Durst brauchen, als für ihre Verteidigung.

Heer und Flotte Großbritanniens kostete ihm 33 Millionen Pfund Sterling. Für diesen Preis macht es seine Macht in allen Weltteilen fühlbar. Aber die Aufrechterhaltung seiner Autorität über seine weiten Besitzungen und in jedem Meere der Erde verschlingt nur ein Viertel dessen, was es dem Alkohol wehrt. Es waren 1882 bei 35 1/2 Millionen Einwohnern nach W. Hoyle 126 251 359 Pfund Sterling.

„Im Vorbeigehen wollen wir hier doch mit gerechtem Stolz betonen“, sagt der ironische Belgier,

„daß wir es den Engländern in der Trunkausgabe gleichthun. — 85 Francs jährlich auf den Kopf. Aber wir bekommen für diesen Betrag weit mehr Flüssigkeit und so bleibt unsere Ueberlegenheit unantastbar. Der Unterschied ist nämlich, daß der englische Fiskus sich ein ganz anderes Stück als der belgische aus dem Getränke-Aufwand der Nation herauszuschneiden weiß. Er nimmt ein Viertel, der unterge schätzten und bescheiden nur ein Zehntel; ferner insgesamt 740 Millionen, dieser nur 45. Diente unsere Regierung sich an Englands Vorbild, sie nähme statt dessen 120 Millionen ein. Die andern 75 Millionen wandern ins Wirtshaus. Und da wir diesem den Löwenanteil zuwenden, unterhalten wir verhältnismäßig auch dreimal soviel Wirtshäuser wie England.“ In der That kommen auf eine Schenke in Belgien durchschnittlich nur 45 Einwohner, die Hälfte des in Holland herrschenden Verhältnisses, das dort für unerträglich gilt und geleglich auf das dreifache schätzungsweise erhöht werden soll, — weniger als in Hamburg, das unter den deutschen Groß- und Mittelstädten mit 75 Einwohnern auf die Schenke doch tief unten steht.

Ueberall aber sehen wir, drückt die Last der Alkoholkosten unendlich viel schwerer auf den Bürgern, als der so oft und nicht mit Unrecht von dieser Seite her besungene sogenannte Militarismus. Wie bald wir mit Sicherheit diesen abzuschütteln oder mindestens in seinem Druck merklich zu erleichtern vermögen, steht dahin, hängt nicht von uns ab. Dagegen können wir jeden Augenblick anfangen, den Berg abzutragen, mit welchem die traurige Gewohnheit des Trinkens den allgemeinen Aufschwung zu Wohlstand, Sittlichkeit und Lebensfreude niederhält.

• Nichts gelernt.

Das Organ des Herrn von Bennigsen, der „Hann. Cour.“, fordert „alle staatsfreundlichen, ordnungstreuen Elemente“ in Berlin auf, bei der Stichwahl für — Birchow, Mundel und Richter zu stimmen. Soll man seinen Augen trauen? Man muß wohl, denn andere Leute lesen es auch und die deutschfreisinnige Presse drückt den Passus mit Befagen ob. Da sind sie ja wieder, diese von den Fortschrittlichen mit Füßen getretenen, in den Staub gezogenen und mit den erbärmlichsten Mitteln bekämpften Nationalalliberalen und schmeicheln sich wieder beim Fortschritt an! Die Nationalalliberalen? Nein, die nationalliberale Partei ist es nicht, die sich zu diesen schmachvollen Rollen hergiebt. Ein paar Quersätze sind es, die Alles — Alles vergessen und nichts gelernt haben. Ihnen leuchtet die Fackel nicht, die Miquel und Schaub und alle die nationalführenden Männer Süddeutschlands zu Heidelberg entzündet haben. Was überall in Deutschland die Nationalalliberalen electrifiziert und was der Partei neues Leben eingebläht hat, für sie existiert es nicht. Der „Hannov. Cour.“ hat noch immer nicht begriffen, um was es sich handelt, um was gekämpft wird; er wird

es nie begreifen. Hätte er auch nur eine Ahnung davon, so würde er mindestens geschwiegen haben. Birchow, Mundel, Eugen Richter sind gegen die Grundlagen der Reichsverfassung, denn sie fordern Reichsministerium und Parlamentsherrschaft; Stöcker, Brecher, Gremer sind für die Aufrechterhaltung der Verfassung als der Grundlage der deutschen Einheit; das Bennigsen'sche Blatt sagt: Die staatsfreundlichen Elemente sollen für Birchow, Mundel, Eugen Richter stimmen! Birchow, Mundel, Eugen Richter sind gegen die Socialreform, gegen den Schutz der nationalen Arbeit, gegen Erweiterung unserer Absatzgebiete durch Dampfersubventionen und Colonien; Stöcker, Brecher, Gremer sind dafür; aber das Bennigsen'sche Blatt verlangt, die staatsfreundlichen, ordnungstreuen Elemente Berlins sollen für — es ist zu dumme! — für Birchow, Mundel, Richter stimmen! Birchow, Mundel, Richter fordern Schwächung unserer Wehrkraft und Beseitigung der Schutzmaßregeln gegen revolutionäre Agitationen, Stöcker, Brecher, Gremer wollen diese Maßregeln so lange aufrecht erhalten, als diese Agitationen bestehen, und sie wollen, daß unsere Wehrkraft, so lange nötig, ungeschwächt erhalten bleibe, und da will das Bennigsen'sche Blatt den staatsfreundlichen, ordnungstreuen Elementen Berlins Birchow, Mundel, Richter aufschwanken! Gewiß, es wäre uns schon lieber, wenn wir es statt mit Stöcker, Brecher und Gremer mit minder weit nach rechts stehenden Leuten zu thun hätten; aber vor die Frage gestellt:

Entweder	Oder
Birchow	Stöcker
Mundel	Brecher
Richter	Gremer

kann die Wahl keine Dual bereiten: Die principiellste Opposition ist unter allen Umständen zu bekämpfen. Der „Hann. Cour.“ begreift dabei nicht einmal die einfachsten Regeln der Taktik. Es handelt sich bei den Wahlen darum, die Regierung vom Centrum möglichst unabhängig zu machen. Ohne das Centrum gab es im vorigen Reichstag keine Mehrheit. Bei den Wahlen hat sich natürlich das Centrum bemüht, den Versuch, die Regierung von Dr. Windthorst zu emancipiren, zu durchkreuzen, indem es die Deutschfreisinnigen ins Schlepptau nahm. In diesen Bemühungen wird nun das Centrum von den Nationalalliberalen, dem „Hann. Cour.“ redlich unterstützt. Eine tollere Fronte hätte man sich schwerlich ausdenken können; aber — was oft der Verstand der Verständigen nicht sieht, das läßt ein kindlich Gemüth!

• Brod- und Getreide-Preise.

Während die deutschen Freihändler unaufhörlich verkündigen, Preise und Löhne würden nach „unabänderlichen wirtschaftlichen Gesetzen“ so ausschließlich durch Angebot und Nachfrage regulirt, daß einerseits unbeschränkte Freiheit des Angebotes von Getreide und niedrige Brodpreise, andererseits Getreidebezüge und Verteuerung des Brods gleich-

bedeutend seien, haben die französischen Liberalen die Sache der Regulirung des Brodpreises von einem andern Ende angegriffen. Darüber belehrt, daß die Pariser Bäcker trotz des Sinkens der Getreidepreise an den herkömmlichen hohen Brodpreisen festhalten, haben eine Anzahl für „vorgeschnitten“ geltender Mitglieder des Pariser Gemeinderats am 22. d. M. den Antrag gestellt, auf ein altes, halbvergeßenes, aber niemals aufgehobenes Gesetz vom Juni 1791 zurückzugreifen und eine amtliche Brodtaxe zu erlassen.

Ein Beschluß über diesen Antrag liegt nicht vor, weil von anderer Seite weitergehende Anträge gestellt worden sind: von einer Seite ist die Eröffnung von Gemeinde-Bäckereien vorgeschlagen worden, welche das Brod zum Herstellungspreise verkaufen sollen — die socialistische Partei aber hat die Ausdehnung dieser Maßregel auf alle Lebensmittel vorgeschlagen und daran andere, nicht zur Sache gehörige Forderungen geknüpft.

Auf diese zum Teil abenteuerlichen Pläne einzugehen, hat für uns kein Interesse. Wir begnügen uns damit, die Thatsache hervorzuheben, daß die Theorie von dem notwendigen und unlöslichen Zusammenhange zwischen Getreide- und Brodpreisen durch das Verhalten der Pariser Bäcker practisch widerlegt und in der Folge von den Beteiligten selbst aufgegeben worden ist. — Davon wird auch für uns Deutsche etwas zu lernen sein — mindestens für diejenigen von uns, welche überhaupt lernen wollen. Aber auch die Unbeschränkten werden ihre Methode ändern müssen. Nachdem in der französischen Hauptstadt die Verkündung einer amtlichen Brodtaxe als einziges Mittel zur Erzielung eines den Getreidepreisen entsprechenden Brodpreises in Vorschlag gebracht wird, dürfte es für unsere Freisinnigen schwer fallen, ihre Theorie von der „Verteuerung der unentbehrlichen Lebensmittel“ in bisheriger Weise als unwiderlegliche Weisheit weiter zu verkündigen. Eigentlich Sinn hat dieselbe freilich niemals gehabt. Da die Getreidebezüge von 1878 anerkannter und nachgewiesener Maßen keine Erhöhung der Getreidepreise in Deutschland zur Folge gehabt, mithin auch keinerlei Einfluß auf die Brodpreise geübt haben, fehlte für die fortschrittlichen Klagen über die Lebensmittel-Verteuerung bereits bisher selbst der Schein einer Berechtigung: durch die neuesten, über das Verhältnis zwischen beiden Preisen gemachten Erfahrungen ist nunmehr der gesamte fortschrittliche Art der Beweisführung der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Unwidersprechlich, von der Vertretung einer Großstadt anerkannte Thatsachen haben den Beweis geliefert, daß die Brodpreise unter Umständen ausschließlich von den Zwischenhändlern (Weh-speculanten, Mäklern und Bäckern) gemacht werden können und daß diese, nicht die „kleinen Leute“, den nächsten Vortheil davon haben, wenn die Getreidepreise sinken und wenn der Markt zum Schaden der einheimischen Landwirtschaft von aus der Fremde eingeführten Getreidemassen überfluthet wird.

23) Bruder und Schwester.

Erzählung von M. Gerhardt.

„Und was kann ich jetzt thun?“ fragte Egbert, als sie sich wieder dem Hause näherten. „Wo soll ich sie suchen? — Sagen Sie es mir, denn ich bin ratlos.“

„Wir suchen nicht weiter,“ entschied Frau Werner. „Wir haben gethan, was in unserer Macht stand. Eise steht in Gottes Hand. Ich habe sie gelehrt, ihre Kräfte zu brauchen und im Notfall zu tragen, was über sie verhängt wird, wenn sie es sich mit Ehren tragen kann. Auch ich muß mein Schicksal tragen.“

Sie hatten das Haus erreicht, und Egbert, tief ergriffen von der Höhe und Würde dieser Frau und von der bedrohlichen Lage, in der sie und das Mädchen, das ihm anvertraut worden, das ihm bereits so teuer war, sich nicht ohne seine Schuld befanden, hatte ihre Hand gefaßt und konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen.

„Begleite mich hinauf,“ sprach sie endlich gerührt. Der Jüngling gehorchte und stand, als sie droben eingetreten waren, in der Nacht hinausstarrend und mechanisch die Sterne am Himmel und branten die Gasflammen betrachtend am Fenster, von seltsamen verworrenen Gefühlen befüllt, während Frau Werner Licht anzündete.

Dann hörte er ihre Stimme, die leise, aber in einem Ton, der in seinem tiefsten Herzen nachzitterte, seinen Namen aussprach. Instinctmäßig drehte er sich um und näherte sich ihr.

„Egbert!“ wiederholte Frau Werner und eine übermächtige Bewegung beugte in ihrer Stimme und in ihren Zügen. „Egbert, ist es denn mög-

lich, daß keine Stimme in Deinem Herzen, keine Ahnung Dir sagt, was Du mir, was Du Eise bist? — Haben sie jede Regung, jede Sehnsucht so gänzlich in Dir erstickt, die das Kind zur Mutter hingieht, daß Du mit kühlem Mitleid, wie von einer Fremden von mir gehen kannst?“

„Meine Mutter!“ murmelte der Jüngling, und blieb dann, wie vom Blitz getroffen, stumm und wie entsezt stehen.

Ein stürmische Erregung ging durch Antlitz und Körper der Frau, eine Flut leidenschaftlicher Thränen brach aus ihren Augen.

„Ja, sie haben das Aergste an mir gethan, sie haben mir mein Kind zum Fremden gemacht, ihn gelehrt, die Mutter verachten und vernachlässigen. Sie hatten ja leichtes Spiel! — Was wußtest Du von der Entfernung, für die keine Stimme sich erhob, was von den Schmerzen, die sie um Dich gelitten, von den ungezählten Thränen, die sie um Dich vergossen, wie sie alles gewagt, um nur ein einziges Mal heimlich und unerkannt sich Deines Anblicks erfreuen zu können. Und jetzt — jetzt, wo Du vor mir stehst, kalt und fremd, jetzt wollte ich —“

„Meine Mutter!“ wiederholte Egbert tief erschüttert aber in unüberwindlicher Befangenheit, indem er näher trat und die Hand der Frau ergriff. Aber sie entzog sie ihm mit stolz abweisender Bewegung.

„Ich will nichts erzwingen, was Dein Herz mir nicht freiwillig entgegenbringt. Aber habe ich mein Anrecht an Deine Liebe verloren, verheißst, Gerechtigkeit wenigstens bist Du der Frau schuldig, die Dich geboren. Du sollst Richter sein über

mich, Egbert, und Deinem Urtheil will ich mich unterwerfen. Setze Dich und höre mich an.“

IX.

Unfähig, den Wirbel neuer, wunderbarer, widersprechender Gedanken und Gefühle, die ihn wie eine hereinbrausende Meerflut bestürmten, zu beherrschen und zu klären, folgte der Jüngling stumm der Weisung, während Frau Werner ermattet auf das Sopha niedersank und den Kopf in die Hand stützte.

„Was man Dir von mir gesagt haben mag, ich weiß es nicht,“ begann sie mit einer Stimme, aus der die trübsinnige Ueberreizung ihrer Nerven, die Bitterkeit eines lange und verschwiegenen Leidens Gemüths klang, die aber allmählich ruhig und klar wurde und endlich den Ton erhabenen Gleichmuths annahm. „Ich habe mich so oft gefragt, worin ich gefehlt, habe mich so redlich bemüht, die Wurzel des Unglücks, das mich betroffen, in meinem eigenen Verschulden zu suchen, daß ich nicht fürchte, Dir ein falschgefärbtes Bild von mir und — Deinem Vater zu entwerfen. — Dein Vater war jung, feurig und von überwältigendem Zauber der Person und des Geistes, als ich ihn kennen lernte. Ich — war im Dorf aufgewachsen, die Tochter eines Bauern, der mich und meine Brüder streng und rechtschaffen erzogen, uns aber keine bessere Bildung zu geben vermochte, als die Dorfschule bot. Aber ich Halde war zu uns ins Gebirge gekommen, um Ruhe und Erholung zu suchen; — er hatte sein erstes größeres Werk vollendet und schätzte, angegriffen von der Arbeit und der aufregenden Erwartung des Erfolges in die Einsamkeit einer rauhen großartigen Natur, weitab von

der Heerstraße der Touristen. Er fand was er suchte, Sammlung und neue Kräfte, das urwüthliche Leben und Treiben um ihn her interessirte und fesselte ihn, er studierte und arbeitete und dehnte seinen Aufenthalt bei uns länger aus, als er gewollt, und — das ward uns beiden zum Unheil.“

Frau Werner atmete tief und bekommen auf und fuhr nach einer Pause fort:

„Ich war jung und blühend, von lebhaftem, empfänglichen Geist und voll unruhiger Sehnsucht nach etwas Höherem, von dessen Art und Beschaffenheit ich aber in meinem eng beschränkten Lebenskreise kaum eine dunkle Ahnung hatte. Wie ein überirdisches Wesen trat Dein Vater in diesen Kreis, der jetzt plötzlich eine neue, unermeßliche Welt in sich zu umschließen schien. Er beschäftigte sich viel mit mir, es machte ihm Freude, die schlummernden Reime meines Denkens und Empfindens zu wecken und zu nähren. Die Größe der Natur um uns, die ich als seine Führerin auf weiten gefahrvollen Wegen ihm erschloß, erfüllte uns Beide mit Schauern ahnungsvollen Entzückens und entflammte unsere Herzen in der gleichen erhabenen Andacht. An seiner Begeisterung für alles Hohe und Schöne entzündete sich der schlummernde Funken der meinen, und in ihm verkörperte sich mir alles, was die Welt Götliches enthielt. Es währte nicht lange, so wußte ich, daß er mich liebte, und ich — erwiderte diese Liebe mit allem Feuer einer unverborgenen urkräftigen Natur. Er hielt mich zu hoch, die Befriedigung seiner Leidenschaft auf Kosten meiner Ruhe und Ehre zu suchen, er ward um mich und wir wurden Mann und Frau, so ungern auch mein Vater seine Einwilligung gab, und so sorgenvoll er an

von Kurt Künze,
Gelsenkirchen, Hochstraße Nr. 10.

